

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Nachrichten. 1870-1886 1870**

26 (28.8.1870)



# Karlsruher Nachrichten.

Specialorgan für Lokalangelegenheiten.

Erscheint **Mittwochs** und **Sonntags**. — Monatlicher Abonnementspreis für Karlsruhe einschl. Trägerlohn 12 Kr. — Die einzelne Nummer 2 Kr.

Nr. 26.

Sonntag, den 28. August

1870.

## X Einst und jetzt.

Von Abika mit seinem „s ist Alles dagewesen“ hat sich wieder einmal verrechnet, und zwar gründlich. Ein so vereinter Heldenkampf der deutschen Volksstämme gegen den auswärtigen Feind ist noch nicht dagewesen, mögen wir in den Büchern unserer Geschichte noch so weit zurückgehen. Es dürfte daher nicht uninteressant sein, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen und zwar auf jenen Kampf, wo ebenfalls das gesammte deutsche Volk gegen Frankreich im Felde stand. Wir meinen den Kampf in den letzten neunziger Jahren. Welch' unermesslicher und für die Gegenwart so höchst erhebender und erfreulicher Unterschied zwischen damals und heutzutage. Schon die Ursache des damaligen Krieges war eine ganz andere und für Frankreich eine weit gerechtfertigtere als die heutige, wo von einer vernünftigen Ursache überhaupt gar nicht die Rede sein kann. Die österreichische Regierung, durch die französische Staatsumwälzung auf das Empfindlichste berührt, weil sie das monarchische Prinzip bedroht sah, ward in ihren Notizen an das französische Ministerium, das sich noch immer gemäßigt gezeigt, immer empfindlicher und feindseliger, und ging endlich in seiner Note vom 18. März 1792 so weit, daß es als Bedingung des Friedens von Frankreich Folgendes forderte: Rückkehr zur alten französischen Monarchie, Wiederherstellung des Adels und der Geistlichkeit als besondere Stände des Reichs, Zurückgabe der geistlichen Güter und lehenherrlichen Rechte, Wiederabtretung von Avignon an den Papst &c. Durch diese völlig unbefugte Einmischung des österreichischen Cabinets in die innern Angelegenheiten Frankreichs war dem Fasse der Boden ausgestoßen. Einstimmig wurde von der französischen Nationalversammlung der Krieg gegen Oesterreich beschlossen und erklärt. Das Letztere forderte jetzt auch die deutschen Reichsstände zur Theilnahme und Erklärung des Reichskrieges auf, fand aber nicht die gewünschte Unterstützung zu sofortiger Theilnahme. Dagegen erklärte Preußen, daß es seine Truppen mit denen des „Königs von Böhmen und Ungarn“ vereinigen werde. Der Hauptbeweggrund war: der Unordnung in Frankreich zu steuern und das monarchische Prinzip in seine Rechte wieder einzusetzen. Es war also der reine Prinzipienkrieg. Oesterreich und Preußen vereinigten unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig ihre Truppen, während die Rüstungen im übrigen deutschen Reiche ohne besondern Erfolg betrieben wurden.

Mit 50,000 Preußen (im jetzigen Feldzug sind's einige mehr) zog nun im Juli der Herzog an den Rhein und nahm nach seiner Vereinigung mit den Oesterreichern und einigen hessischen Hilfstruppen sein Hauptquartier in Coblenz, von wo er sein so verhängnißvolles weltgeschichtliches Manifest, das noch dazu von einem französischen Emigranten verfaßt war, an die französische Nation erließ. Dieses Manifest war in einem solch drohenden und verletzenden Ton gegen die Franzosen, denen ohnehin schon der durch die revolutionären Ideen eingenommene Kopf brannte, gehalten, daß namentlich die Pariser ganz rasend wurden. Das Manifest drohte mit ungeheurer Rache, sobald nur im Entferntesten der Person des Königs zu nahe getreten würde; die sofortige Antwort auf diese unüberlegte Drohung war der Sturm der Tuilerien am 10. August und der Sturz des Königthums. Dazu kam noch, daß die Franzosen infolge der kriegerischen Langsamkeit der Deutschen bereits drei Armeen auf den Rheinen hatten. Den Herzog von Braunschweig kümmerte dies wenig; er

nahm überhaupt die Sache gar nicht so ernst. Er erklärte seinen Offizieren: der Zug nach Paris sei nichts weiter, als ein militärischer Spaziergang. Wem fallen bei diesen Worten nicht sofort jene Le Boeufs ein, welcher in den Tuilerien erklärte: der bevorstehende Krieg sei nichts weiter, als eine Promenade nach Berlin. Die Herren scheinen ihre Rollen gewechselt zu haben, Gott sei Lob und Dank! — Endlich mußte der Herzog, dessen übergroße Bedächtigkeit in Berlin bereits übel vermerkt worden war, denn doch zur Action schreiten, und der Krieg ging los. — Am 19. August 1792 rückten die deutschen Truppen in Lothringen ein und bemächtigten sich bereits nach vier Tagen der Festung Longwy und den 2. September der Stadt Verdun. Auch dies erinnert wiederum an den in gewisser Hinsicht siegreichen Anfang des diesjährigen Feldzuges zu Gunsten der Franzosen, die Saarbrücken auch nahmen. Aber, aber, so wie hier, kam auch dort der hinkende Bote nur zu bald nach.

Hinsichtlich der numerischen Stärke, mit welcher die Franzosen den Deutschen den Weg nach Paris verlegen wollten, waren die letzteren weit überlegen. Die Macht der Franzosen belief sich auf nur 18,000 Mann. Es handelte sich jetzt darum, die Pässe des Argonnerwaldes zu forciren, welche von den Franzosen besetzt waren. Dem österreichischen General Clairfait gelang es wirklich auch, einen solchen Paß zu erobern und kam dadurch das französische Heer in die größte Gefahr; aber der Herzog von Braunschweig, anstatt den günstigen Augenblick zu benutzen, trat in Briefwechsel mit dem feindlichen Feldherrn, weil sich dieser als geheimer Royalist maskirt hatte. Der Herzog verlor durch diesen französischen Keim eine unschätzbare Zeit, in welcher es den Franzosen gelang, ihr Heer von 18,000 auf 50,000 Mann zu erhöhen. Endlich mußte von deutscher Seite doch etwas geschehen, und so kam es zu der berühmten Kanonade von Balmly, wo 40,000 Kanonenschüsse gewechselt wurden, und das Ende vom Liede war, daß der gute deutsche Herzog Rechtsumkehrt machte und unter den abscheulichsten Regengüssen und Mangel an Lebensmitteln und sonstiger erbarmungswürdiger Misere das deutsche Heer wieder nach Hause zur Frau Mutter führte. In einer eigentlichen Schlacht war es gar nicht gekommen und der mit großem Pomp verkündete „Spaziergang nach Paris“ war, gleichwie in diesem Jahre die berühmte „Promenade nach Berlin“ für die Franzosen, in des Wortes vollster Bedeutung für die Deutschen zu Wasser geworden. Und damit war's noch nicht einmal abgethan; wie heute unser deutsches Siegesheer den Franzosen nachfolgt, so kamen damals die letzteren dem bedächtigen Herzog hinterdrein. Und nun begann das große deutsche Trauerspiel, das erst mit Deutschlands tiefster politischer Zerrissenheit und tiefster Erniedrigung seinen Abschluß fand. —

Wie anders ist es heute! Es ist ganz gut, sich zeitweilig in jene Zeiten deutscher Schmach zurückzuversetzen, umso dankbarer wird der Mensch gegen Gott, umso mächtiger und gewaltiger drängt es ihn zu rufen aus tiefstem, vollstem Herzen: „Herr Gott, Dich loben wir!“ Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem deutsch-französischen Kriege von 1792 und dem von 1870! Ohne irgend ein nationales Bewußtsein, von nationaler Begeisterung gar nicht zu reden, wurden die deutschen Soldaten in den Kampf geschickt. Wohl haben sie ihre Bravour und Tapferkeit keineswegs verläugnet, aber den Geist, den Vaterlandssinn, welcher die heutigen deutschen Bataillone zu Helden umschafft, suchte man bei den Soldaten von 92 vergebens.



Und welcher weitere Unterschied zwischen damals und jetzt hinsichtlich der Einheit des Obercommando's. Während in den damaligen Kriegen bei irgend einer wichtigen Operation die österreichischen Generale beim Hofkriegsrath in Wien, die preussischen in Berlin, wieder andere bei Hinz und Kunz anfragen mußten; wo zehnerlei Kriegsministerien und hunderterlei Minister, wo jeder wieder zunächst nur die Interessen seiner eigenen Regierung im Auge, hineinzureden hatten; wo bald dieser, bald jener Reichsstand erklärte: „Ich thue nicht mehr mit!“ und seine Truppen zurückzog, — wie anders hentzutage! Ein Befehl regiert, Einem nur wird gehorcht, Er führt Alle, von den Mündungen der Weichsel bis Rothringen, von der schneebedeckten Alpe bis zur grünen Welle der Nordsee, und weder Lippe-Deimold noch Schwarzburg-Sondershausen haben Etwas hineinzureden.

Was wir ersehnt, geträumt, es ist zur Wirklichkeit geworden: ein großes, einiges, mächtiges Deutschland! In dem auf den Schlachtfeldern vergossenen nord- und süddeutschen Blute ist die Mainlinie für immer versunken. Aus dem vergossenen nord- und süddeutschen Blute ist unter dem deutschen Volke eine Blutsfreundschaft entstanden, die für die Einheit Deutschlands ebenso schwer wiegen dürfte, als die Blutverwandtschaft seiner Dynastien.

### Die heirathslustige Firma.

Novelle von Gustav Höcker.

(Fortsetzung.)

Druck hielt den Schlüssel in der Hand. Mechanisch hatte er vorhin das verhängnißvolle Wort: „Sogleich!“ ausgestoßen: er war über die Absicht des Rentiers keinen Augenblick im Zweifel, es galt eine Prüfung zu bestehen. Der Rentier hatte ihn herausgefordert, und in der ersten Aufwallung von Ehrgeiz und Entrüstung hatte er die Herausforderung angenommen, ohne zu erwägen, daß er nicht fechten konnte. Im Cassenschrank befanden sich keine hundert Thaler; wenn heute das Wohl und Wehe der Firma von der Beschaffung einer Summe von zweihundert Thalern abgehängt hätte, — sie wäre zu Grunde gegangen! — Sogleich! — Tausend Thaler! Er wußte es, wenn er die tausend Thaler schaffte, war Mathilde sein eigen, und — obwohl er hieran nicht dachte — mit ihr hunderttausend Thaler! Ein ganzes reiches Leben lag in hellem Sonnenschein vor ihm. Es giebt Streifen Papiere, von denen ein einziger tausend Thaler gilt, Druck hatte oft das zehnfache in der Hand gehalten, als er noch in reichen Handlungshäusern servirte; es hatte in seinem Belieben gestanden, die Papierlumpen in die glühende Asche des Ofens zu werfen, und zuzusehen, wie eine einzige Flamme die eingebildeten Werthe verschlang! — Sogleich! — Es schwebte ihm jetzt ganz deutlich ein Cassenschrank vor, dessen Hüter er in früheren Jahren gewesen war; er sah sie vor sich stehen oft das gefüllten Geldbüchchen, er sah die Gold- und Silberrollen liegen, er hielt das Leder-Etui in der Hand, in welchem die Banknoten zu Tausenden ruhten, er glaubte, wie früher, die Gummischur, welche das Etui umschloß, spielend auszudehnen und zusammenschrumpfen zu lassen; — diese alten Bilder tauchten plötzlich mit einer Lebhaftigkeit in ihm auf, daß es ihm vorkam, als brauche er nur den Cassenschrank aufzuschließen, und er werde Alles so finden. — Sogleich! — Er griff nach einem Stück Papier; es hatte zufällig ein Wasserzeichen. Wenn es noch bunter gefärbt gewesen, gewisse Bignetten und Nummern und Buchstaben gehabt hätte, so hätte es eben so gut eine Tausend-Thaler-Note sein können, — und dann war Mathilde seine Gemahlin und er ein reicher, glücklicher Mann. — Oh! du sonderbare, närrische Welt! Von solchen Vappalten hängt Menschenglück und Menschen Unglück ab! Dann muß es auch durch Vappalten zu erlangen sein! — Dieser letzte Gedanke leuchtete wie ein Blitz in Druck's Gehirn auf, er tappte und tappte, und noch ehe er sich selbst recht klar war, indem er Sprosse für Sprosse auf der Leiter einer dunkeln Idee emporstieg, ohne sich des Ziels, dem er entgegenkam, genau bewußt zu sein, sah er den Rentier bedenklich an. Unter Stirnrünzeln fuhr Druck

zum Rentier gewendet fort: „Tausend Thaler, Herr Nachbar, das ist keine Kleinigkeit. Daß sie ein Mann sind, dem man getrost das Zehnfache anvertrauen dürfte, bezweifle ich keinen Augenblick. Aber ich bin ein Kaufmann und habe streng kaufmännische Grundsätze. Und wenn heute Rothschild zu mir käme, und ich hätte von seinem Reichthume keine andere Ueberzeugung, als die des bloßen Hörensagens, ich würde ihm keine zehn Thaler darauf leihen.“ „Also halten Sie mich für einen Lump?“ schrie der Rentier, dessen Gesicht vor Wuth anschwoll. „Verstehen Sie mich nicht falsch,“ sagte Druck beschwichtigend, und jetzt schwebte ihm jener Gedanke in tagesheller Klarheit vor, „Sie erhalten noch in dieser Stunde die tausend Thaler von mir, aber nur gegen eine Sicherheit. Wenn Sie ruhig über die Sache nachdenken, so werden Sie mich nur achten können.“ „Und worin besteht diese Sicherheit?“ frug der Rentier mißtrauisch. „Sie unterschreiben einen Sola-Wechsel,“ gab Druck zur Antwort. „Daß Dich das Donner — Ha! ha! ha! Ihr Kaufleute seid mir gelungene Bursche. Ihr Umstandsräthe, Ihr Federfuchser, Ihr Dintelleger, Ihr Sicherheitscommissäre! — Ist das Ihr Ernst, Nachbar?“ „Mein vollständiger Ernst, obwohl nichts, als eine Ceremonie.“ „Da bin ich in ein schönes Nest gerathen! Wenn man bei mir zu Hause in eine Küche kam, wo man nichts zu suchen hatte, da bekam man von den Mädchen eine Schürze vorgebunden und mußte sich durch ein Geldgeschenk wieder loskaufen. Hol' mich der Satan, — ich hab' mein Lebtag' mit Kaufleuten nichts zu thun gehabt, und jetzt steck' ich nur die Nase herein, und da soll ich gleich einen Sola-Wechsel unterschreiben. — Das kommt mir gerade so vor wie das Vorbinden. — Her mit dem Wechsel, ich unterschreibe ihn; ha! ha ha!“ (Schluß folgt.)

### Vermischtes.

— Unsere allberehrte Frau Großherzogin, die unermüdet die hiesigen Lazareth besucht, den Verwundeten mit mütterlicher Sorgfalt Trost in ihren Leiden bringt und alle nur mögliche Hülfe anordnet, um den Kranken ihr bedauerndes Los zu erleichtern, reiste Donnerstag Mittag nach Heidelberg, Mannheim und Schwetzingen, um auch die dort untergebrachten verwundeten Krieger mit Allerhöchstherrn Besuche zu erfreuen und von den getroffenen Einrichtungen Notiz zu nehmen.

— Das Leipziger Tageblatt entnimmt Berliner Blättern eine Mahnung folgenden wesentlichen Inhalts: „Wer wirklich Herz für die Krieger hat, der nehme sie selbst in Quartier oder überzeuge sich gründlich von ihrer guten Verpflegung. Viele unserer Mitbürger entleiben sich nämlich der Pflicht der Verpflegung und Aufnahme von Kriegern dadurch, daß sie damit gegen Vergütung Dritte beauftragen, welche lediglich Gewinn daraus zu ziehen suchen. Gewiß würde dieß nicht so vielfach geschehen, wenn die Auftraggeber Kenntniß davon hätten, von welcher schlechter Beschaffenheit Quartier und Kost sind, die den armen Soldaten fast ausnahmslos geboten werden. In kleinen, oft schmutzigen Räumen werden den Kriegern dicht zusammengebrängte Lager aufgeschlagen und am Tage wartet ihrer eine unappetitliche ungenügende Kost. Ist dieß die Art, wie Ihr Eure Krieger zum Kampfe rüset, Ihr verhältnißmäßig in Sicherheit und Wohlleben zurückbleibenden Mitbürger, und könnt Ihr mit gutem Gewissen sagen: „Möge Gott uns helfen,“ wenn Ihr selbst die nächste Hülfe verweigert?“ Das Leipziger Blatt sagt hierzu, wenn diese Schilderung der bezahlten Quartiere wohl mehr auf Berliner, als Leipziger Zustände passen möge, so bleibe es doch immer eine Hartherzigkeit, wenn man den oft gänzlich erschöpften Kriegern häufig aus purer Bequemlichkeit zumuthet, das ihnen angewiesene Quartier mit einem oft entfernten und wenig einladenden zu vertauschen. Wer ein wahrer Patriot sein will — setzt das genannte Blatt hinzu — der behalte seine Singartierung und verpflege sie nach besten Kräften. — Dem Einsender dieses sind aus früherer und neuerer Zeit viele Fälle bekannt, wo auch bei uns Quartierträger ihre Mannschaft z. B. in Gast- oder Kosthäusern unterbrachten und dafür 1 fl. 45 kr. bis 2 fl. täglich vergüteten in dem guten Glauben, es sei dafür gewiß eine vollkommen genügende Verpflegung zu erwarten. Hintennach erfuhr man von verschiedenen Seiten, daß Quartier und Kost in hohem Grade mangelhaft waren. Einzelne rühmliche Ausnahmen mögen bestehen, aber die Regel wird wohl sein, daß es damit schlecht bestellt ist. Wir stimmen daher in die Mahnung mit ein: Jeder, der es irgend möglich machen kann, verabreiche Quartier und Verpflegung selbst, mag dieß bezüglich der Schlafstellen auch noch so unbequem sein; ist dieß aber bei beschränkten Räumen schlechterdings unmöglich, so verschaffe man sich die vollste Ueberzeugung, ob für das gute Geld auch das Entsprechende geleistet werde.

— Eine schon viel besprochene und trotz ihrer großen Einfachheit und Billigkeit doch höchst zweckmäßige Erfindung ist der jetzt vielfach zur Anwendung kommende abessinische Brunnen. Nicht allein, daß er



bereits schon viele unserer hiesigen Haushaltungen und Fabriken mit Wasser versorgt, nein, auch im Felde schafft er sich Eingang, wie der neuerdings im Hauptquartier Sr. Maj. des Königs von Preußen vorgenommene Versuch erweist und welches Experiment zur vollsten Zufriedenheit desselben ausfiel. Es wäre recht zweckmäßig, wenn unsern Truppen einige Stücke solcher Brunnen nachgesendet würden; im Felde tritt sehr häufig ein empfindlicher Wassermangel ein.

— **Während der Nacht** vom Mittwoch zum Donnerstag wurde ein aus der Ferne (wahrscheinlich Straßburg) dröhnender Kanonendonner vernommen. Als jedoch am Donnerstag Morgen der Kanonendonner in der Nähe erscholl, mag doch mancher Residenzbewohner einen Schreck bekommen haben. Die bayerische Artillerie gab nämlich in Gernersheim eine Ehrensalve zur Feier des Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs von Baiern.

— **Wie sehr die in verschiedenen** Blättern gebrachten Klagen über allzufreundliche Behandlung der gefangenen und verwundeten Turkos und Franzosen gerechtfertigt sind, beweisen folgende Thatsachen, die Einsender dieses als Augenzeuge verbürgen kann. Wahrhaft empörend war es, zu sehen, wie vor einigen Tagen am hiesigen Bahnhof von einer Dame an sechs französische Gefangene (darunter 2 der beliebtesten (i) Turkos) Cigarren in solcher Menge vertheilt wurden, daß die besagten Herren Turkos beide Hände voll Cigarren hatten, während die danebenstehenden braven deutschen Soldaten (Baiern), — die bei Wörth ihr Leben wagen mußten, damit jene viehischen Horden nicht unsägliches Elend über uns brächten — leer ausgingen. Wo bleibt hier der deutsche Sinn? Muß eine solche Handlungsweise nicht jedem ehrlichen Deutschen das Blut zu Kopfe treiben? Die französischen Gefangenen sollen erhalten, was nothwendig ist; sie müssen jedoch wissen, daß sie Gefangene sind; in keinem Fall dürfen sie aber besser als unsere deutschen Soldaten behandelt werden. — Ebenso entschieden ist zu tadeln, daß von einigen Persönlichkeiten (Herren und Damen) größere Geldstücke nur unter französische Verwundete vertheilt wurden. Obwohl die Namen dieser franzosenfreundlichen Leute dem Einsender dieses unbekannt sind, so hält er es doch für seine Pflicht, die hier vorgekommenen Thatsachen in den Nachrichten zu veröffentlichen, mit dem Bemerkten, daß sich verschiedene Karlsruher Herren das Wort gegeben haben, von nun an genau darüber zu wachen, daß Aehnliches in hiesiger Stadt unterbleibe, und daß solche undeutschen Elemente unnachlässig an den Pranger gestellt werden. Man sollte nicht glauben, daß es in Karlsruhe noch Leute gibt, die trotz der vielen Klagen über die Bevorzugung der fremden Soldaten immer noch nicht begreifen können oder wollen, welche ungünstigen, ja niederschmetternden Eindruck es auf die deutschen Soldaten und Verwundeten haben muß, wenn von manchen Seiten nur die feindlichen Soldaten — sei es durch Gaben an Geld, Cigarren oder nur durch Blumen — bedacht und beschenkt werden! Darum nochmals: Mitleid mit den Unglücklichen, aber dabei nicht die Pflicht vergessen, die das Vaterland auferlegt.

Die neueste Nummer von „Ueber Land und Meer“ bringt eine neue Lieber-Composition v. Wallbach's, die sich wiederum durch Einfachheit und tiefe Empfindung auszeichnet. Der Text des Liedes „Auf, Deutsche, auf!“ ist von E. Munde. Wir unterlassen nicht, unsere hiesigen Männergesangsvereine auf dieses wirklich treffliche Opus, welches dem Character der Jetztzeit in Wort und Ton ausgezeichnet angepaßt ist, aufmerksam zu machen. Es dürfte jedenfalls eine Perle ihres Repertoires werden.

— **Daß der kameradschaftliche Sinn** im französischen Offizierscorps kein besonders inniger ist, davon zeugen viele Berichte; aber noch keiner hat es versucht, den Grund dieses Mißverhältnisses anzugeben. Dieser ist einzig und allein in dem Mangel an Wahl und Willkür zu suchen; Neid, Eifersucht, Spionage und politisches Parteigetriebe herrschen unter dem französischen Militär in einem Grade, wovon wir in Deutschland glücklicher Weise keinen Begriff haben. Es kommt häufig vor, daß ein junger Offizier, wenn er sich der Protection schöner, mächtiger Frauen zu erfreuen hat, oder die nöthigen Mittel zur Bestechung besitzt — denn bei der schändlichen, zeretzenden Corruption im heutigen Kaiserreich ist ja Alles käuflich! — es in 4 bis 6 Jahren zum Kapitän und nach 10 bis 12 Jahren zum Obersten gebracht hat. Oberste im 30. bis 35. Lebensalter und Generale von 40 Jahren findet man im jetzigen französischen Heere sehr häufig. Nur bei den Quaden hängt das Meiste von Glück, Zufall, weniger von Protection ab, die zu erwerben jedoch kein Mittel gescheut wird. Hatte doch einmal die Kaiserin Eugenie es durchgesehen, daß ein besonders schöner, flotter Adjutant, der niemals in der Truppe gedient hatte, wohl aber wegen seiner großen Fähigkeit, sich die Gunst der Damen zu erwerben, in den Tuilerien sehr geschätzt ward und nun unerklärlich aus einer eifersüchtigen Anwendung entfernt werden sollte, ohne Weiteres zum Obersten eines Dragonerregiments ernannt wurde. Dieser Standaal war aber doch zu arg. Es stand zu befürchten, daß das Regiment meutern werde; man empfing den Obersten vor der Front mit umwehlosem Lachen, so daß er schleunigst wieder in die Adjutantur zurückversetzt werden mußte. — So geht's in Frankreich zu, jener Grobmadt, welche die erste der Welt sein wollte.

— **Während in Frankreich** die Stadt Straßburg ihrem Untergang nahe ist, entstand in Karlsruhe eine neue Stadt Straßburg, nämlich ein Gasthaus unter diesem Namen. Wie hier nun die Geschütze beschaffen, ob groß, ob klein, die Munition gut oder schlecht ist, wird sich erst später herausstellen.

— **Das französische Blatt „Gaulois“** bringt einen Artikel über die bedeutendsten preussischen Generale, welchen es mit den Worten einleitet: „Es ist zum Mindesten eben so wichtig, seine Feinde als seine Freunde zu kennen.“ Wie viel die Leser aus dem Artikel lernen kön-

nen, mag man aus Folgendem entnehmen. Am Schlusse werden unter den preussischen Heerführern aufgeführt: „Manteuffel-Steinnek als geschickter Stratege, der Graf Bismarck-Schönhausen und Herr v. Dreyß, Erfinder des Hündnadelgewehres.“ Jedenfalls hat der „Gaulois“ das Schießpulver nicht erfunden.

— **Die Wirkungen der französischen Lügen** haben mancherlei Komisches herbeigeführt. Unter Anderem erhielt ein hiesiges Handlungs-haus von einem Geschäftsfreunde in St. Etienne nach dem großen Siegesrausche der Franzosen vom 6. August ein Schreiben, das ungefähr folgendes enthielt: „Wir feiern heute in ganz Frankreich Triumphe, können uns aber bei aller patriotischen Freude, die uns erfüllt, des Mitleids mit Ihnen nicht erwehren. Hoffentlich geht es wenigstens Ihnen für Ihre Person und Ihrer Familie recht wohl, und die Gelegenheit, welche das Kriegsglück Ihnen verschaffen wird, die Bekanntschaft der Soldaten, unserer Landsleute, zu machen, wird Ihnen zeigen, daß auch als siegreicher Feind der Franzose den Wiedermann zu schätzen weiß. Was uns betrifft, so werden wir niemals der freundschaftlichen Verbindung vergessen, in welcher unser Haus mit dem Ihrigen seit länger als 20 Jahren steht, und auch die nationale Feindschaft wird die aufrichtige Freundschaft zwischen Ihnen und uns nicht trüben. Wir rechnen sogar auf ein recht lebhaftes Geschäft, sobald die Entscheidung gefallen ist und hoffen wir durch Ihre geschätzten Aufträge Gelegenheit zu erhalten, Manches gut zu machen, was das Geschick des Krieges Ihnen zugesagt haben wird.“ — Wir aber kannten bereits den Schwindel der französischen „Triumphe“ und unsere Siege von Weissenburg und Wörth. Der hiesige Geschäftsfreund des wohlmeinenden Fabrikanten in St. Etienne antwortete daher: „Wir danken verbindlich für Ihr freundschaftliches Schreiben und ehren Ihre patriotischen Gefühle. Wir befinden uns hier sehr wohl. Wenn auch die Geschäfte nur eben gehen comme à la guerre, so fehlt es uns doch nicht an andern befriedigenden Ereignissen, unter welchen die von Ihnen erwähnten Gelegenheiten, mit Ihnen allerdings nicht mehr bewaffneten Landsleuten Bekanntschaft zu machen, in erster Reihe stehen. Wir erinnern uns, so oft wir Gelegenheit haben, den Armen — die wohl auf andere Weise nach Berlin zu kommen gedacht hatten — einen Liebesdienst zu erweisen, unserer freundschaftlichen Beziehungen zu Ihrem Hause und hoffen gleichfalls nach dem Kriege Sie, soviel in unserer Macht liegt, für die schmerzlichen Gefühle, von denen Sie erfüllt sein müssen, schadlos halten zu können.“ — Das nennt man „Wurst wider Wurst.“ Der Letztern geben wir indeß den Vorzug.

— **Einer von den am 4. August** bei Weissenburg gefangenen Turkos erzählte, daß er am Tage vorher um 12 Uhr mit seinem Regiment aus Afrika eingetroffen und um 1 Uhr gefangen genommen worden sei. Am 5. August um 10 Uhr habe er in Frankfurt gefestigt und am darauf folgenden Tage in Berlin zu Mittag gespeist. Es läßt also, hiernach zu urtheilen, die Beförderung von Algier nach Berlin an Schnelligkeit nichts zu wünschen übrig, und kann man den Franzosen nicht Unrecht geben, wenn sie sagen, es wäre bis Berlin nur ein Kagensprung.

— **Mutterwitz hat der Norddeutsche**, das muß ihm selbst L. N. lassen. Ein komischer Vorfall, welcher sich am vorigen Samstag in Dresden ereignete, gibt Kunde, daß der norddeutsche Volkswitz selbst inmitten der kriegerischen Zeiten nicht untergeht. Die Residenzstadt Dresden hatte nämlich an genanntem Tage zur Feier des neuesten Sieges illuminirt; in der Schloßstraße jedoch glänzte ein Haus durch die völlige Abwesenheit aller Illumination. Schon wollten einige Unbesonnene ihren Gefühlen einen mehrere Etagen hohen Ausdruck geben, als Jemand auf den mit allgemeinem Hurrah aufgenommenen Einsall gerieth, zwei Dienstmänner zu engagiren und dieselben, je mit einem Talgnapfchen versehen, vor dem Parterregewölbe zu placiren. Der gute Witz half; es währte nicht lange, so war auch das finstere Haus glänzend illuminirt.

— **Ein Fleischermeister** in einer sächsischen Provinzialstadt, welcher früher Soldat gewesen und Vorstand des Militärvereins seines Wohnortes ist, hatte dem Kronprinzen eine schöne große Cervelatwurst, eigenes Fabrikat, in's Feld nachgeschickt und ihn in dem beigefügten Briefe gebeten, ein Stück von dieser Wurst, wenn die Gelegenheit dazu vorhanden wäre, dem Oberst von M. zukommen zu lassen. Darauf wurde er vom Kronprinzen mit folgendem Antwortschreiben beglückt:

„Lieber Herr A. . . .  
Ihren Brief mit der schönen Wurst habe ich richtig erhalten und sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür. Daß Sie in diesen schweren Kriegsjahren meiner gedacht, hat mich wahrhaft gerührt und soll die Wurst mit dankbarer Erinnerung an Sie verzehrt werden. Da Oberst von M. heute ganz in der Nähe im Vivoual steht, so wird Ihr Wunsch, ihm einen Theil zuzuwenden, erfüllt werden. Indem ich Sie bitte, alle Kameraden Ihres Vereins von mir herzlich zu grüßen, verbleibe ich Ihr  
dankbarer Albert, Kronprinz.“

Welche große Freude dem Absender der Wurst durch dieses gnädige Handschreiben bereitet worden ist, kann sich Jedermann denken; dasselbe ist von ihm unter Glas und Rahmen gebracht worden und bildet jetzt die größte Zierde seines Wohnzimmers und für die Zukunft ein werthvolles Erbstück seiner Familie.

— **Außer der in Bildung begriffenen vierten Armee** hat sich Samstag Vormittag zu allgemeiner Heiterkeit auf unserm, sonst so kriegerisch bewegten Bahnhofs noch eine fünfte, diesmal sehr friedliche und äußerst humane Zwecke verfolgende kleine Invasionsarmee eingestellt. Dieselbe gab am Bahnhofs bereits eine Probe ihrer Kampfweise zum Besten. Sie besteht zumeist aus Cavallerie. Ihre Waffen sind Hörner, aber nicht zum Stoßen, sondern zum Blasen und haben die Bestimmung, dem Elsch wieder alte deutsche Weisen in's Gedächtniß



